

Auch die Dummen müssen heute gescheiter sein

Wer die Pisa-Studien richtig liest, erkennt: In unseren Schulen sitzen nicht zu wenige gute Schüler und Schülerinnen, sondern zu viele Leistungsschwache, schreibt Thomas Meyer

Seit letztem Dienstag wissen wir's: Die wahren Mathe-Cracks kommen aus dem französischsprachigen Teil des Kantons Freiburg. Durchschnittlich 553 Punkte haben die dortigen Neuntklässlerinnen und Neuntklässler auf der Pisa-Mathematik-Skala erzielt. Das sind 16 Punkte mehr als der gesamtschweizerische Durchschnitt und 45 Punkte mehr als beim letztplacierten Kanton des Pisa-Rankings: Genf.

Was diese Unterschiede zwischen den Kantonen bedeuten und wie sie zustande kommen, darüber erfahren wir allerdings leider wenig bis gar nichts, so dass die Bahn frei wird für politische Kaffeesatzlesereien aller Art. Munter voran und «bewusst boshaft» befand in der «Neuen Luzerner Zeitung» Hans Ulrich Stöckling, der Präsident der Erziehungsdirektorenkonferenz und in dieser Funktion immerhin oberster Chef von Pisa in der Schweiz: «Je lauter die Lehrer nach sozialen Verbesserungen schreien, desto schlechter ist das Resultat ihrer Arbeit.» Der Neuenburger Erziehungsdirektor Thierry Béguin seinerseits bemüht, laut Presseberichten mit einem Augenzwinkern, spirituell-konfessionelle Faktoren: Die Katholiken machten es einfach besser.

Gibt die Pisa-Untersuchung bildungspolitisch denn wirklich nicht mehr her? Doch, das tut sie durchaus. Man täte allerdings gut daran, sich vom Ranglisten-Fetischismus zu lösen und die Ergebnisberichte etwas genauer zu lesen.

Dann drängte sich als ein erstes Fazit auf: Die Unterschiede zwischen den Leistungs-Mittelwerten des Pisa-Kantone-Rankings sind zwar statistisch signifikant, aber bildungspolitisch irrelevant. Die Kantonsgrenzen taugen als Erklärungsfaktor für Leistungsunterschiede herzlich wenig. Viel bedeutender und zugleich beunruhigender sind dagegen die Leistungsunterschiede nach individuellen Merkmalen der Schülerinnen und Schüler wie zum Beispiel Geschlecht, Migrationshintergrund oder soziale Herkunft. Diese Faktoren sollten in einem meritokratischen, also leistungs-basierten Bildungssystem für den Bildungserfolg keine Rolle spielen. Tun sie aber doch. In der Schweiz sogar ganz besonders stark. Der Ein-

fluss der sozialen und kulturellen Herkunft auf den Bildungserfolg ist ein Pisa-Messwert, bei dem die Schweiz, selten genug, international einen Spitzenplatz belegt – einen ziemlich unrühmlichen. Im Vergleich zum Einfluss der Herkunftsfaktoren nehmen sich die Leistungsunterschiede zwischen den Kantonen marginal, um nicht zu sagen läppisch aus.

Das hat man schon vor drei Jahren gesehen, als die Ergebnisse von «Pisa 2000» veröffentlicht wurden. Pisa 2003 hat den Befund lediglich bestätigt und bekräftigt. Das Problem in den Schweizer Schulstuben ist nicht, dass zu wenige durchschnittliche oder gute Schülerinnen und Schüler drinsitzen, sondern zu viele leistungsschwache. Und es soll mir jetzt niemand kommen, es sei die hohe Migrationsrate, die den Leistungsschnitt herunterdrückt. Der überwiegende Teil der Kinder und Jugendlichen mit Migrationshintergrund durchläuft die obligatorische Schulzeit von Tag eins an in den hiesigen Volksschulen. Wenn es dieser Volksschule nicht gelingt, auch diese Kinder und Jugendlichen innert neun Jahren angemessen in einer der Landessprachen zu alphabetisieren und zu mathematisieren, dann hat sie schlicht ihren Job schlecht gemacht. Dasselbe gilt im Übrigen auch für hiesige Unterschichtkinder.

Bezüglich Chancengleichheit – für Hiesige und Fremde, Mädchen und Knaben, Bildungsferne und Bildungsnähe – müssen in der Schweizer Volksschule Anspruch und Wirklich-

keit näher zusammenrücken. Nicht erst am Ende der obligatorischen Schulzeit, wenn die Pisa-Tests als «Schlussabrechnung» fällig sind, sondern vom ersten Tag an. Diese Forderung entspringt nicht irgendwelchen postsozialistischen Schwärmereien, sondern der Einsicht, dass in der viel beschworenen Wissensgesellschaft heute auch die weniger Wissenden viel mehr wissen und können müssen als früher. Wenn sie es nicht tun, werden die sozialen und volkswirtschaftlichen Folgekosten langfristig in jedem Fall ein Mehrfaches der Investitionen betragen, die für eine verstärkte Förderung der Chancengleichheit heute notwendig wären.

Zum Schluss noch ein Wort zur gegliederten Oberstufe und zur Selektionsfrage allgemein. Diesbezüglich beeilte man sich ja bei der zweiten Pisa-Auflage, zu betonen, die Organisation der Oberstufe (gegliedert/selektiv oder kooperativ/integrativ) habe keinen eindeutigen Einfluss auf die Leistungen der Schüler. Diese Aussage trifft zu, solange man nur die kantonalen Leistungs-Mittelwerte betrachtet. Wählt man als Messgrösse dagegen den Einfluss der sozialen Herkunft auf den Bildungserfolg, so zeigt sich: Je stärker ein kantonales Bildungssystem auf der Oberstufe Selektion und Segregation betreibt, umso stärker wirkt die soziale Herkunft auf den Bildungserfolg.

Auf internationaler Ebene geht man bei der Interpretation der Pisa-Ergebnisse noch weiter. Eine kürzlich veröffentlichte Vertiefungsstudie der OECD hält fest, dass Länder mit selektiven Bildungssystemen leistungsmässig tendenziell schlechter abschneiden als solche mit integrativen; und zwar um so schlechter, je früher der Selektionszeitpunkt angesetzt wird.

Es wäre an der Zeit, dass die Bildungspolitik diese Befunde zur Kenntnis nimmt, die da vereinfacht lauten: mehr Chancengleichheit und weniger Selektion. Der Rest, auch «konkurrenzfähige» Pisa-Scores, kommt dann von alleine. Und die bildungspolitisch Verantwortlichen werden künftig des Problems enthoben sein, Pisa-Ergebnisse mit dem Katholizismus oder den Weltverbesserungsambitionen der Lehrkräfte erklären zu müssen.

Thomas Meyer

STEFAN ANDEREGG



Thomas Meyer, 45, ist Bildungssoziologe und Leiter des Forschungsprojektes TREE, der ersten nationalen Längsschnittuntersuchung zum Übertritt von Schweizer Schülerinnen und Schülern ins Erwachsenenleben (www.tree-ch.ch). Er ist verheiratet und lebt mit seiner Familie in Bern.